

Quintessenz
aus **1000**
Beratungen

KATRIN WILKENS

MUTTER SCHAFFT!

Es ist nicht das Kind, das nervt,
es ist der **Job**, der fehlt

WESTEND

KATRIN WILKENS

MUTTER SCHAFFT!

Es ist nicht das Kind, das nervt,
es ist der **Job**, der fehlt

WESTEND

Mehr über unsere Autoren und Bücher:
www.westendverlag.de

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.



ISBN 978-3-86489-246-2

© Westend Verlag GmbH, Frankfurt/Main 2019

Umschlaggestaltung: Jasmin Zitter, ZitterCraft, Mannheim

Satz: Publikations Atelier, Dreieich

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

INHALT

Warum mache ich das bloß? 7

Das böse F-Wort 14

Fünf Frauen auf der Suche 30

Job-Profiling für ein besseres Leben 141

Mütter, wehrt euch! 203

Literatur und Filme 215

Danksagung 219

Anmerkungen 221

WARUM MACHE ICH DAS BLOSS?

Es ist diese Scheißsache mit dem Genügen.

Genau 24 Stunden, bevor ich dieses Buch zu schreiben beginne, sitze ich mit netten Nachbarn beim Grillabend. Sieben Erwachsene, acht Kinder, zwei Hunde. Rama-Idyll. Mir geht der Arsch auf Grundeis. Morgen werde ich für vier Wochen meine Familie verlassen, um mich einzuigeln. Ich weiß nicht, ob ich es schaffe, ich weiß nicht, ob irgendetwas interessiert, was ich schreibe, ich weiß nicht, ob in der Zwischenzeit meine Tochter vor Mutterheimweh wimmert.

»Was würde euch an einem Buch über beruflichen Wiedereinstieg bei Frauen *gar nicht* interessieren?«, frage ich, in der falschen Hoffnung, schnell noch die kapitalsten Autorenfehler zu erfragen, zu vermeiden. Zu genügen. Die Frauen der Runde antworten prompt.

Line, Elternsprecherin, freiberuflich, vegetarisch, Typ Netzwerkerin, die man nachts um drei anrufen könnte, um die eigenen Kinder vorbeizubringen, sagt: »Wenn ich lesen würde, dass ich zu wenig arbeite.«

Katharina, sozial, politisch, tolerant und unaufdringlich edel: »Wenn ich mich in den Beispielen nicht wiederfinden würde.«

Die Männer trinken Bier und schnappen sich den politisch korrekten Grillkäse. »Reichst du mir mal den Salat, bitte?«

»Hey, sagt mal, was euch an dem Buch überhaupt nicht interessieren würde?!« Ausrufe-Rhetorik. Die, die man als Mutter tausendmal am Tag einsetzt: »Räum bitte den Tisch mit ab! Einer muss noch mit dem Hund raus! Geh verdammt noch mal ohne Socken ins Bett!« Wenn man diesen Tonfall einmal hat, switcht man bisweilen zu schnell – Riesenfehler am Freitagabend: Die Männer wollen chillen, nicht denken.

»Weißt du, Katrin, was mich an deinem Buch interessiert?«, setzt schließlich Seth, Typ Prenzlauer-Berg-Kreativer, von Beruf Neurosenbändiger und Budgetverwalter. Seth ist ein Amalgam aus Kreativität und Pragmatismus. Wenn einer was zur Machbarkeit von Ideen sagen kann, dann er. Er nimmt noch ein Stück Grillkäse. »Nichts. Mich interessiert an dem Buch nichts.«

Mirko ergänzt: »Mich würde abturnen, wenn du vom Feminismus redest und das Ganze zu streng aufschreibst. Mach es mehr locker, verstehste?«

Und so sieht die Bestandsaufnahme aus: Wenn man über die Vereinbarkeit von Familie und Beruf schreibt, dann muss man ein veganes Schwein grillen: Man darf auf keinen Fall feministisch schreiben, das wirkt dann so baschamikaesk, aliceschwarzerhaft, lauriepennymäßig. Es soll witzig sein, obwohl eigentlich in der Tatsache, dass Frauen immer noch nur halb so viel Rente bekommen wie Männer, nicht viel Witz steckt, jedenfalls nicht für uns Frauen. Es soll fundiert sein, mit viel wissenschaftlichem Bezug, sonst sind es nur Behauptungen, aber es darf nicht zu fußnotenlastig sein, sonst ist es Hirnfick. Es muss Zahlen bringen, sonst kann man darüber nicht diskutieren, es darf aber nicht zahlenlastig sein, sonst will niemand darüber diskutieren. Es soll viele Beispiele bringen, sonst ist es zu trocken, aber es dürfen keine Einzelfälle sein, sonst sind das nur Ausnahmen. Es soll eine Debatte anstoßen, aber es darf nicht aggressiv formuliert

sein. Es muss journalistisch und wissenschaftlich zugleich sein, obwohl das kaum geht. Facebook-kompatibel und Hardcover, schnell- und langlebig. Unterhaltung und Politik. Ein Anliegen, das niemanden verprellt, aber etwas bewirkt. Es muss direkt in der Ansprache sein, sonst ist es zu verkopft, aber es darf nicht vulgär formuliert sein, denn das verschreckt oder biedert an. Es muss aus der Position einer glücklichen, zufriedenen Autorin geschrieben sein, denn Larmoyanz will keiner kaufen, es muss aber auch biografisch anrührend formuliert sein, denn ohne Ich-bin-eine-von-euch-Empathie wirkt es arrogant, will das niemand lesen. Es muss für Frauen geschrieben sein, bloß nicht verbittert, sondern eher so lustig, wie Barbara Schöneberger es schreiben würde, also humorvolle Selbstgeißelung, und es muss für Männer geschrieben sein, denn schließlich ist das doch kein reines Frauenthema, sondern betrifft die ganze Familie. Es muss also mit den Männern flirten und mit den Frauen solidarisch sein. Es muss wahrhaftig sein und geschmeidig. Es muss auf die Kinder Rücksicht nehmen, denn die sind schließlich das Wichtigste, oder auf die Frauen, auf die Männer, auf Gott und die Welt und den Fisch und die Gräte. Es muss ein hundertprozentig perfektes Buch für weibliches Nichtgenügen werden.

Die Gartentür geht auf, und Familie Wiedemann schaut vorbei, im Gepäck Vollkornpizzaschnecken und ein verwöhntes Kind. Die Mutter *tuppert aus*, und der Vater setzt sich mit einem tiefen Seufzer neben mich. Ich kenne ihn, er spielt mit seinem Siebenjährigen immer Fußball, übernachtet im selbstgebauten Baumhaus und ist ein Vorzeigepapa. Bekäme er für seine Vaterschaft Fleißkärtchen – er hätte die Sammlung komplett. Dazu ist er noch ein Hobbysammler: Er spielt Cello, Skat und Schultheater, er liest, kocht, malt und singt. Ginge ein obdachloses Hobby an ihm vorbei, er läse es auf und nähme es mit. Ich konnte früher

über meinen Vater nur »Patience legen und kegeln« sagen, wenn man mich fragte, was er gern tat. Dass er feste Verabredungen jede Woche gehabt hätte – das war damals nicht üblich.

»Warum schreibst du denn das Buch?«, fragt der Hobby-Hobbyist, wirklich freundlich, ohne Häme und interessiert, zumindest strategisch interessiert. Er weiß, dass seine Frau auf die Nachbarschaftshilfe angewiesen ist, da will er es sich nicht grundlos verscherzen. »Weil ich es ungerecht finde, dass Frauen immer noch weniger Geld verdienen als Männer«, setze ich an. Bei meinem Mann löst das den sofortigen Ich-geh-mal-ein-rauchen-Reflex aus. Er weiß, dass es jetzt länger dauert, und er weiß vor allem, dass es noch länger dauert, wenn man mir widerspricht.

»Aber es ist doch ganz logisch, dass Männer mehr Geld verdienen müssen.« Ehrliche Ratlosigkeit im Gesicht meines Gegenübers: »Männer müssen doch auch die ganze Familie ernähren.« Den letzten Satz hört mein Mann und setzt sich schnell wieder hin. Jetzt wird es gleich krachen, und er ist nicht schuld. Er wartet auf *Ein Kessel Bunt* und die Replik seiner Frau.

Ich bin noch beim Sortieren. Ist das die Post-Harald-Schmidt-Ironie, das Gegenteil dessen zu behaupten, was politisch korrekt ist und dabei subversiv lachen? Sprengte ich die Freitagabendstimmung, wenn ich jetzt inhaltlich werde? Fliegen wir aus dem netten Grillzirkel, werden meine Kinder nicht mehr zum Übernachten eingeladen, wird mein Mann still bemitleidet, nur weil ich relevant werde? 100 Prozent perfekte Fragen für weibliches Nichtgenügen.

»Findest du es gerecht, dass wir Frauen nur die Hälfte der Rente bekommen, die ihr Männer bekommt?« Die Antwort kommt prompt und jovial-gönnnerhaft. »Du kennst dich ja nicht so mit Statistik aus wie ich, Frauen werden ja auch viel älter

als Männer, da ist es doch logisch, dass sie von der Altersarmut mehr betroffen sind.«¹

Neun Erwachsene hören dieses Argument – neun Abiturienten, Akademiker, zum Teil Promovierte. Und schlagartig weiß ich, warum ich dieses Buch schreiben muss. Es liegt nicht an der kruden Anno-dunnemals-Argumentation des Cellisten. Es gibt auch Leute, die die Vernunftede befürworten, und mitunter sind es ganz und gar reizende Zeitgenossen.

Es geht um die neun Erwachsenen, vier Männer, fünf Frauen, davon vier Mütter. Alle hatten mit dem beruflichen Wiedereinstieg nach der Babypause zu kämpfen. Alle wollten es besser machen als damals ihre Mütter, zumindest anders – obwohl ich gestehen muss, dass meine Mutter schon eine ziemlich geniale Mischung aus Beruf und Mutterschaft hingelegt hat: Sie war Architektin und hatte ihr »Studio« einfach in unser Haus integriert.

Die Elternsprecherin, die ihre Mutter aus lauter Selbstständigkeit kaum zu Gesicht bekam und heute für ihre Kinder auch einfach nur mal zwei Stunden Mutter sein will.

Die Politischgeprägte, die ihren Mann entlastet, soweit es geht, damit er auch eine Beziehung zu seinen Kindern aufbauen kann.

Die Tuppermutter mit ihrem Einzelkind, die es anders als ihre strenge Mutter machen will und deshalb ihr Kind lobt und unterstützt und »sieht« – und dabei gar nicht mehr bemerkt, dass sie sich selbst immer mehr auflöst, bis sie irgendwann nur noch Kindeswunsch ist.

Und ich, die ich meiner Tochter und meinen zwei Söhnen auch ein immaterielles Erbe mitgeben will: dass Arbeit Identität bedeutet, Sinn, Antidepressivum, Struktur, Spaß, Gemeinschaft, Geld, ja, auch Geld, Lernen, Abwechslung, Leidenschaft und Vernunft.

Wir alle wollen Familie und Beruf bestmöglich vereinen, denn darin sind wir uns einig: Der Sinn unserer Tage besteht nicht im Thermomixen, auch nicht im Detoxen oder im Twittern. Denn Frauen sind emanzipiert, wir Mütter sind es leider (noch) nicht immer.

»Findest du nicht, dass die wirklichen Verlierer die Kinder sind?«, unterbricht mich der Vorzeigepapa mit den hundert Hobbys, wahrscheinlich tritt er nächste Woche in einen Debat-tierklub ein.

»Nein, es ist längst wissenschaftlich erwiesen, dass sich Kinder, um die sich ausschließlich die Mutter gekümmert hat, nicht anders entwickeln als diejenigen, um die sich andere Personen gekümmert haben.² Es ist längst erwiesen, dass sich heute berufstätige Mütter mit ihren Kindern so lange beschäftigen wie nichtberufstätige Mütter in den siebziger Jahren. Es ist längst erwiesen, dass sich zwei berufstätige Elternteile sogar vorteilhaft auf die Entwicklung von Mädchen auswirken.«³

»Noch Grillkäse?«

Ja, ich weiß, die Stimmung kippt. Aber mich ärgert diese Argumentation ungemein, die keine ist, aber von allen so hingegenommen wird. Warum sagt niemand, dass sich Väter am glücklichsten fühlen, wenn sie 50 Stunden pro Woche arbeiten? Warum sagt niemand, dass es sie nachweislich unzufrieden macht, wenn sie sich um die Kinder kümmern?⁴ Warum lobt man Väter, wenn sie mit ihren Kindern angeln gehen, aber nicht die Mütter, wenn sie Pfannkuchenrezepte ausprobieren? Warum darf man auf diese Missstände nicht hinweisen, ohne dass es mit einem Sympathieverlust einhergehen muss? Das finde ich in #MeToo-Zeiten den viel stärker zu geißelnden Sexismus und nicht die Frage, ob in Hollywood, weitab von unserer Lebensrealität, die Frauen solidarisch schwarze Kleidung zur Oscarverleihung tragen.

Der Mann sieht mich lange an. Ich habe, wenn ich mich anstrengte, Mitleid. Er begibt sich in ein Feld, das er nicht beackern kann – vielleicht aus Gründen der sportiven Kräfteangelei oder aus der kulturellen Verpflichtung heraus, für Unterhaltung sorgen zu müssen. Ich habe aber auch Mitleid mit mir: weil meine Argumente nicht zählen, weil ich überhaupt, um diese Diskussion gewinnen zu können, lässig, ironisch, selbstmarternd smalltalken müsste, was ich nicht kann.

»Sag mal, mag dein Mann dich überhaupt noch so?«

Am nächsten Tag bringt mich meine Tochter zur Bahn. »Mama, warum musst du das Buch schreiben?«, fragt sie. »Weil Grillkäse eigentlich ekelig ist«, antworte ich, »weil ich etwas sagen will, von dem ich glaube, dass es wichtig ist. Weil du genügst, so wie du bist. Und weil Papa mich immer noch mag.«

DAS BÖSE F-WORT

Feminismus, Gender-Mainstreaming, Pussy-Hut-Träger. Es ist egal, wie man das Kind nennt. Wenn man sich mit der Identität von Frauen beschäftigen will, kommt man nicht umhin, sich auch mit Feminismus zu beschäftigen – obwohl kaum ein Begriff einen derartigen Hautgout¹ aufweist wie Feminismus. Hautgout-Worte nennt man in der Psychologie auch Trigger, weil sie neben ihrer eigentlichen Bedeutung noch weitere Assoziationen transportieren. »Feminismus«, das assoziieren viele fast automatisiert mit »lila Latzhose«, »lesbisch« und »männerhassend«.²

»Frauenrechteliebend« denkt niemand, und dabei war genau dies immer das größte Ziel der Feministinnen. Vor 150 Jahren wurde erstmals begonnen, für weibliche Rechte einzutreten. Erst ging es um Teilhabe am Wissen, dann um das Wahlrecht, schließlich um das Recht auf Abtreibung. Und heute kämpft der Feminismus hauptsächlich gegen Sexismus. Rentengleichheit, Gender-Gap und Wiedereinstiegschancen sind hingegen höchstens Randthemen. Überhaupt: Rente, auch so ein Trigger-Begriff. Da könnte man auch gleich Kukident sagen oder präfinal.

Es ist aber so ein bisschen wie mit der These des Kommunikationspsychologen Paul Watzlawick: Man kann nicht nicht kommunizieren. Oder um mit der Mode zu sprechen: Man kann sich nicht kleiden, ohne nicht etwas über sich auszusagen. Man kann keine Kunst betreiben, ohne sich dabei miteinzubringen.

Man kann keine Kinder erziehen, ohne die eigene Kindheit im Blick zu haben, selbst wenn man komplementär erziehen würde. Und als Frau kann man sich nicht freimachen vom Feminismus. Selbst wenn ich mich abgrenze, definiere ich mich über die Abgrenzung zur Feministin. Unsere Werte haben so viel mehr mit soziologischen als individuellen Parametern zu tun, dass wir eigentlich fremdgesteuerte Wesen sind. Wir wollen es zum Glück nur nicht so wahrhaben.

Von der Befreiung der Frau

Der Feminismus hat sich, grob gesagt, in drei Epochen entwickelt. Diese Entwicklung ein wenig zu kennen, hilft zu verstehen, was bislang erreicht wurde – und was noch zu tun ist.

»Die Perspektivlosigkeit der unverheirateten Frauen des Bürgertums war einer der Hauptgründe für die Entstehung der bürgerlichen Frauenbewegung«, schreibt Herrad Schenk in ihrem Werk *Frauen. Ein historisches Lesebuch*. Und so begann die erste Welle des Feminismus Ende des 19. Jahrhunderts – erstmals wurde systematisch für die Grundrechte der Gleichberechtigung gestritten: das Recht auf Bildung (und damit auf einen qualifizierten Beruf) sowie das Wahlrecht (damit durften Frauen erstmals eine politische Meinung haben und auch vertreten). 1893 gab es erstmals Gymnasialkurse für Frauen, 1909 durften sie erstmals studieren und ab 1919 deutschlandweit wählen.

Die Frauen in der Weimarer Republik waren ungewöhnlich denkfreudig, frivol und mitunter auch wenig zimperlich.³ Wichtige Vertreterinnen waren beispielsweise Erika Mann, Journalistin und Tochter von Thomas Mann, Elly Beinhorn, eine Pilotin,

oder Margarete von Wrangell, die erste Professorin an der Landwirtschaftlichen Hochschule Hohenheim. All diesen Frauen wohnte ein Pioniergeist inne, eine Tatkraft, ein wütender Hunger nach Freiheit außerhalb der eigenen Familie. Warum ich das aufschreibe? Weil bei jedem erfolgreichen Manager mindestens fünf angefangene Biografien auf dem Nachttisch liegen. Weil Männer über Beispiele posen. Und weil es uns Frauen guttut, sie in diesem Punkt zu kopieren – Vorbilder bilden.

Wer nachvollziehen will, was ich mit denkfremd und frivol meine, dem sei die Biografie der Künstlerfrau Alma Mahler-Werfel empfohlen. Sie war das, was man heute Künstler-Groupie nennen würde. Sie scharte so viele Künstler und Maler um sich,⁴ dass es ihr in ihren Erinnerungen nicht schwerfiel, schnell zu diesem und jenem Kunstwerk eine ich-starke Meinung rauszuhauen. Alma Mahler-Werfel war Künstlermuse und Kritikerin in einem, und ganz sicher kann man eines posthum über diese Frau behaupten: Eine Meinung hatte sie. Und damit war sie solitär in ihrer Generation, denn der erste Grundsatz über Frauen lautete: Man solle sie sehen, aber nicht hören. Eine Meinung war also nichts anderes als Befreiung. Und jede laut geäußerte Meinung war ein erkämpfter Schritt dahin, dass heute Angela Merkel Bundeskanzlerin ist und Heidi Klum mit 47 Jahren im Bikini posiert. Je nachdem, was einem wichtiger ist.

Warum schreibe ich so viel über Künstlerinnen? Kunst hatte in Europa damals eine andere Funktion, als sie heute hat. Sie war weniger Dekoration (und Inszenierung) als vielmehr Politik und Sichtbarmachung einer kulturellen Identität. Selbst ein olles Stilleben konnte politisch aufgeladen werden. Heute übernehmen die Medien diese Funktion, deshalb wird Kunst immer mehr zu einem unpolitischen oder kapitalistischen Akt. Früher war Kunst oft die einzige Quelle *aktiver* zeitgenössischer

Kultur – und deshalb muss man eigentlich nicht über Künstler schreiben, sondern über Zeitzeugen.

Noch stärker war Martha Vogeler. Sie wurde von dem damals sehr berühmten und gut betuchten Jugendstilkünstler Heinrich Vogeler entdeckt: Er sah das 14-jährige Mädchen und verliebte sich in sie. Martha heiratete den Künstler und wurde so etwas wie eine Doppelmuse: Vogeler machte sie zu einem Teil seiner Kunst, zu einem integralen Bestandteil seines Werks. Er malte sie, und sie lebten zusammen in dem als Gesamtkunstwerk inszenierten Haushalt Barkenhoff in Worpswede – ein wichtiger Treffpunkt norddeutscher Künstler: Paula Modersohn-Becker, Rainer-Maria Rilke, Gerhardt Hauptmann, Thomas Mann waren häufige Gäste. Eigentlich hätte Martha froh sein können, dass ihr Mann sie aus der prekären Enge befreite – ihr Vater starb früh, die Mutter musste mit land- und hauswirtschaftlicher Arbeit die Kinder allein ernähren. Aber sie emanzipierte sich ein zweites Mal in ihrem Leben und wurde selbst Künstlerin. Als ihr Mann in eine fulminante Schaffenskrise geriet und infolgedessen sich im Ersten Weltkrieg freiwillig an die Front meldete, schuf sie künstlerisch und handwerklich ihr eigenes Profil. Sie zog mit ihren drei Kindern aus dem Barkenhoff aus, legte Wert darauf, dass alle drei Töchter gebildet und berufstauglich erzogen wurden, und rettete zur Freude vieler Kunsthistoriker wichtige Werke ihres Mannes, die er selbst zerstören wollte. Sie war aktives Mitglied der NSDAP und wurde 1942 von der Partei wegen »nicht nationalsozialistischen Verhaltens« ausgeschlossen. Ihre doppelte Verpuppung beeindruckt mich: Sicherlich wuchs Martha Vogeler in engen Verhältnissen auf, eng im geistigen und materiellen Sinn, und trotzdem entschied sie sich an zwei entscheidenden Weggabelungen in ihrem Leben für die (risikante) Freiheit.